

Das neue Ziel

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang



Kronstadt Mai 1920



15. Heft

Fritz Kimm: Bildniszeichnung.



Die Braut von Urwegen

Drama in 5 Akten, von Hermann Klöß

III. Akt

Johannistag am Waldbrand.

(Andreas mit Mägden tanzend, dazu eilig der Knabe)

Der Knabe:

Wie ihr euch hier nur sorglich dreht,
 indeß mir Puls und Atem stille steht.
 Merkt ihr denn nicht die Gasse brennt;
 wenn ich nur löschen und helfen könnt'.

Eine Magd:

Du träumst noch, bist im Schlafhemd gar!

Anderer Magd:

Nein, schmuck zum Fest gepuzt fürwahr.

Andreas:

Man sieht nicht Rauch, er lügt uns etwas vor.

Die Mägde:

Wir zupfen und zausen ihn am Ohr.

Der Knabe:

Seht doch, im Henningshof schlägt Feuer
 aus Dach und Fenster schon, 's ist nicht geheuer;
 ein wilder Bursche die Flammen hegt
 und Haus und Glück in Asche legt.

Eine Magd:

Im Hennigshof, sollt's wirklich sein?

Andre Magd:

Steigt hinterm Hügel nicht ein roter Schein?

Die Mägde:

Schnell auf den Baum, ob's Feuer sein mag.

Andreas: (von oben)

Nichts brennt, der Hof liegt ruhig
 im klaren Tag.

Der Knabe:

So brennt ein Herz im glühendem Leid . . .
 ich flieh' in dunkle Wälder weit.
 (er läuft in den Wald; Georg, Michael und andere Burschen)

Georg:

Der Kleine läuft vor mir wie vor dem Teufel;
 möcht gerne wissen was ihn schreckt an mir.
 Ich kenn' mich selbst nicht mehr, mag immer sein,
 daß ich ihm fürchtbar bin.

Michael:

Du grübelst ewig
 und stürzst aus einem Abgrund in den andern
 mit deinem Geist, daß er nicht Ruhe findt
 und wie ein Dämon dir im Auge flackert;
 da fürchtet sich das Kind.

Georg:

Ich glaub's nicht recht;
 hielt ihn wie eine Taube sonst im Arm
 und herzt' ihn satt, als wär's mein eigener Knabe.
 So lieb war er, kroch mir im Morgengrauen
 zum Stall herein und plumste in mein Bett —
 wir spielten, wie die Sterne tun ganz oben
 wo unser Blick nicht hinreicht und kein Zorn,
 hör' Freund, dem hab' ich Schwer's zu leid getan,
 und wußt' es nicht in meinem finstern Gram.
 Nun läßt er mich allein wie Gott und alle.

Ein Bursche:

Sie kommen mit Musik das Tal herauf.

Alle:

Juhui! 's wird heute eine Lust!

Michael:

Ihr Knechte,

nicht wahr ihr helft uns mit, den Martin höhnen,
 der wie ein wüster Eber hier hereinbricht,
 von unsern goldnen Ahren sich zu rauben
 die teuerste, kostbarste!

Die Burschen:

Wenn Georg es will,
 Wir sticheln ihn trotz Fell und dickem Leder
 mit Faust und Rede bis auf's Blut.

Georg:

Ich will's!

Die Burschen:

Der Martin, wird nicht selig heute!

(Die Paare stürmen herauf; Musik und Tanz)

Martin: (zu Marie)

Sollst tanzen mit mir, bist auch meine Braut,
 ich laß dich keinem andern, nicht ein Weilchen;
 ergöß mich ganz allein an deinem Leib,
 bist schön und rundlich, hast auch heißen Atem;
 Mußt schon mit mir zufrieden sein, Marie,
 Komm', einmal diesen engen Platz herum,
 was gehn uns Knechte, Mägde weiter an,
 wir tanzen in den Wald hinein.

Marie:

Ich nicht,

mir ist dies Fleckchen lieblicher als alle;
 such dir 'ne andre Braut.

(wirft sich Georg in die Arme)

Die Mägde:

Hier ist die Rechte,
 wir haben sie bekränzt wie eine Kuh,
 nun fragt sich's, ob sie schöner ist als du.

(sie drängen Martin die Bucklige auf. Tanz)

Die Bucklige: (tanzend vorüber)

Was wird ihr Spott die Laune dir verderben!
 Man wiegt sich links, man wiegt sich rechts und lenkt,
 wie du es wünschst, zum Schluß ins Wäldchen ein.

Martin:

Das könnt' dir schlecht bekommen, alte Flöte;
 statt dich zu speisen, wie du lüsterst bist,
 übt' ich die Faust an deinem morschen Holz
 — brauch einen Sündenbock für so viel Wut —
 daß nicht ein Liebeston dir mehr entschlüpft.
 Hier ist mein rechtes Instrument!

(Drängt sich an Georg und Marie heran und stellt ihnen ein Bein)

Georg:

Willst Streit!

Erspar dir solche grobe Scherze künftig;
 paßt unsre Art dir nicht, so troll dich fort.
 Wer rief dich her?

Martin:

Ein Stärkerer als du!
 und laß von keinem Bettler mich verjagen,
 der sich im freien Wald als König aufspielt,
 das tut hier jeder Specht an seinem Stamm,
 und hat sein Kleid doch nur aus bunten Federn.
 Ich gönn dir gerne solches Königssein.

Georg:

Du lügst, es hat dich niemand her bestellt!
 Schleichst wie ein Jud mit deinem Goldsack an
 und meinst, ein reines Herz läßt sich erkaufen.

Daß dir die Scham nicht in die Schläfen schlägt,
dein Haar von ihren Flammen sich entzündet,
und wie der Hölle Blut zum Himmel loht —
wen suchst du, wen? Ich halt's in meinen Armen,
was du begehrst mit geiler Lüfterheit.
Und eher reißen diese Sehnen durch,
bis ich ein einzig golden leuchtend Haar
vom heilig — dreimal heiligem Gut verlier,
das hier sich birgt.

Martin:

Ich lock mir's doch heraus;
wenn deine Arme müd vom Hunger sind —
bist ein verjagter Knecht, den niemand dingt —
dann fliegt dein Täubchen dir von selbst davon;
denn Weiber wollen weiche Betten haben
und gut zu essen, nicht Marie?

Michael:

Genug.

Wir dulden solch leichtfertige Rede nicht,
die uns beschmutzt, was wir in Ehren halten;
verwirkst dir so dein Gastrecht.

Die Burschen:

Fort mit ihm,

Marie ist rein, wie jeder Stern dort droben,
wer sie beschmutzt, der lästert Gott.

Andreas:

Gebt Ruhe:

ihr wollt euch Schande auf den Nacken laden,
wie Müllersknechte ihre weißen Säcke,
daß ihr eur Tag dran schleppt. Martin ist Gast,
vergreift ihr euch an ihm, man ächtet euch
im ganzen Lande rings.

Michael:

Verwirkt sein Gastrecht!

Er soll's wie bisher sich bei Dirnen suchen,
sein Gold ist schon beschmiert von ihren Händen
uns ekelt seine Näh'.

Die Burschen:

Drängt ihn zur Schlucht!
ein Stoß und schnell ist er uns aus den Augen.

Georg:

Ich nehme ihn auf mich ohne eure Kraft.
Hör' Martin bist erbärmlich wie die Schlange,
die sich durch schändes Gift ihr Opfer sichert.
Dein Gold ist Gift, sonst bist du elend schwach,
daß keine Magd die Blicke nach dir dreht,
die noch auf ihre Ehr und Anstand hält;
stehst einsam wie die Pest im Schwarme mitten
wo jeder sonst sein Mädchen an sich drückt
und reine Frohluft, selges Gramvergeffen
aus ihrem Blut in seines dringen fühlt,
schleichst nur zu Dirnen, wo die Kassa gilt
und schändest dich und unsern Bauernstand.
Komm', kämpf mit mir, ich ruf dich ehrlich auf,
der Preis ist höher noch als Länderkronen
und süßer als die reichste Frucht des Herbstes —
verlier' ich, reißt auch gleich mein Stolz entzwei,
und kannst als niedrigster der Knechte dann,
als Hund in deinem neuen Hof mich dengen.

Martin:

Hab' gar nicht Not um meine Braut zu kämpfen,
sie fällt mir mühlos zu als leckrer Bissen.
Und such' dir anderswo dein Hundbrot,
nur werden sie mit Steinen dich verschleuchen;
Du prahlst zu viel, und das ist unbequem,
wir Herrn wollen lieber selbst uns brüsten,
und Knecht und Hund im Staub sich winden sehn.

Geh' doch und flick dir deine sieben Sachen,
die Armut nagt schon dran, frißt Loch an Loch,
statt uns mit dicken Worten hier zu speisen,
von denen niemand satt wird. Stolzer Georg,
's braucht dir nicht bang zu sein für deinen Stolz;
Der Preis, um den du mit mir ringen willst,
ist längst schon mein. Gleich nehm' ich sie an mich,
's ist meine Braut. mach' mich wohin ich will,
mit ihr zu zwein.

Georg:

So leih' mir Zorn, du Himmel,
eh' er zur Schlachtbank führt, was selig ist
und gut und rein wie nur dein feierlichstes Blau —
daß sich's wie Sturmflut mir von Innen hebt
und ihn erstickt in Haß und Wut und Tod.
Wehr' dich, ich sehe keine Grenzen mehr,
kein Maß; steckt' dir ein Messer wo im Gürtel
so zieh's und stoß mir's flink zum Hals hinein.
Bei mir ist eher Mordlust jetzt als Gnade,
und klammert sich die Faust um deine Kehle.
O Gott, was ist geschehn?

(Die Knechte haben sie auseinander gebracht)

Michael:

Nur Ruhe, Georg!

und laß den Martin uns, wir binden ihn,
wie er's verdient; dann mag er unserm Tanz
voll Ingrimms zusehn, bis zur Nacht.

Mägde: (um Andreas)

Musik!

Ihr Burschen habt auch immer Zank und Streit
verderbt das Fest.

Burschen:

Wir stürmen in den Wald
und suchen bessere Plätze uns zur Freude.

Anderer Burschen:

Juhhu! Wir stürmen alle in den Wald;
vergeßt den Martin nicht, der ist gefangen.
(Die Musik spielt einen Marsch; sie dringen in den Wald,
bis auf Andreas und seine Mägde)

Andreas:

Wir folgen dieser Horde nicht,
schlägt jeden Anstand ins Gesicht,
und feiern ohne sie Johannisfest,
ich bin der Hahn, ihr seid das Nest.

Mägde: (tanzend)

Johannistag, der Himmel wolkenlos,
Johannistag, die Seele sorgenlos,
und heiter ringsum jedes Ding,
die Luft voll Bien und Schmetterling;
sie wiegen sich durch Sonnenglanz,
auch wir, auch wir in leichtem Tanz

Andreas: (richtet den Tanzplatz)

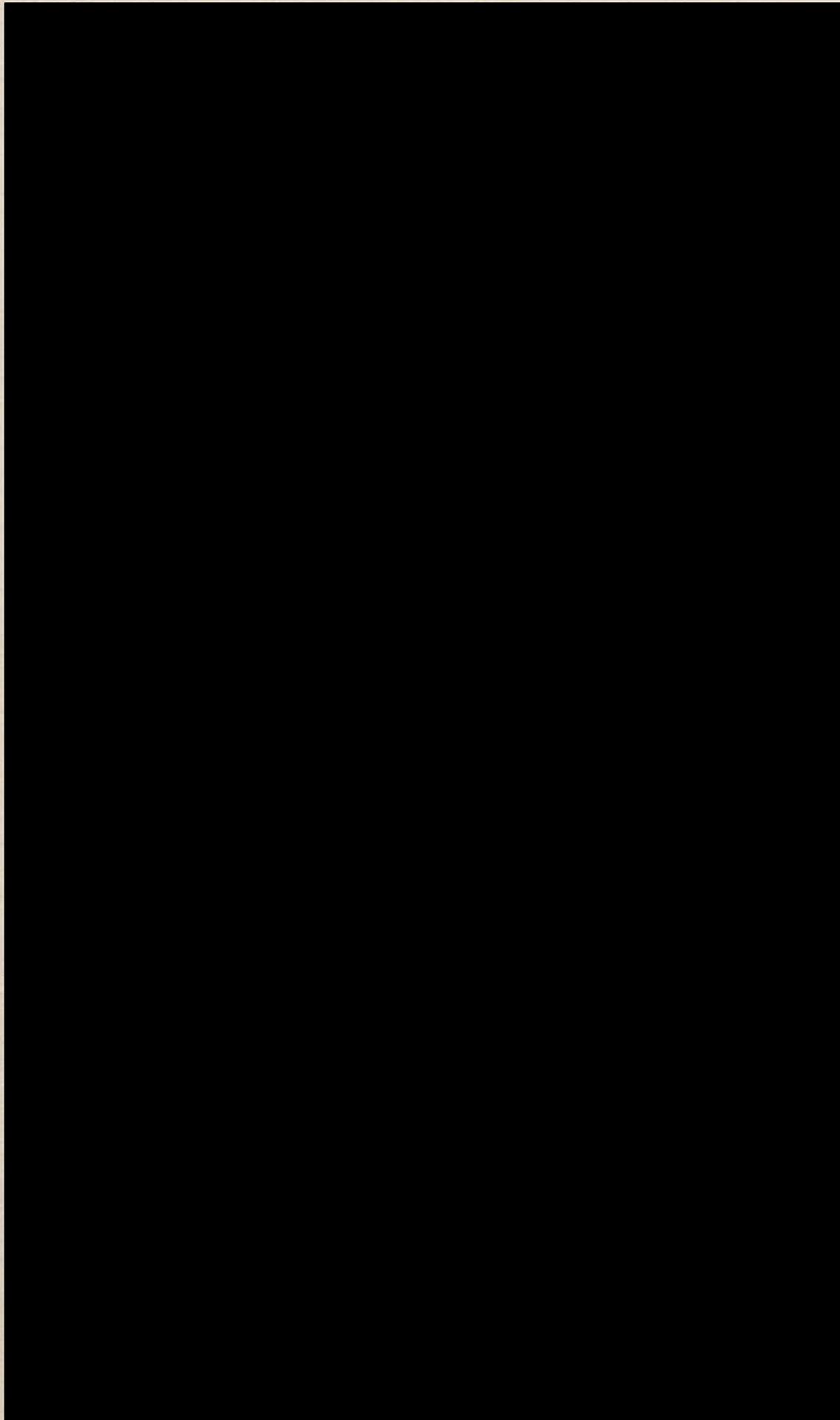
Drei junge Birken sollt ihr mir noch bringen,
daß ich die prächtige Hecke schließ',
ihr helles Grün ins dunkle zu verschlingen,
hier tanzt sich's wie im Paradies.

Die Mägde:

Johannistag! wir haben dich gefangen,
du schöner Jüngling, kommst nicht frei,
mit frühlingstollem Liebsverlangen
umstürmen wir dich, drei und drei.
Ho ho, wie sich die Röcke wirbelnd drehn,
daß bald die Sinne dir vergehn;
dann über dich her mit nimmersatten Rüssen,
den trotzigen Mund dir zuzuschließen.

Andreas:

Genug ihr Wilden, ihr küßt mich tot,
verwehrt euch sonst meiner Lippen Rot.



Fritz Kimm: Federzeichnung.

Nachbar Peter:

Hi, hi, wollt' euch nicht stören, rosige Kinder;
o gebt auch mir vom Liebesüberfluß, —
Johannistag, es juckt mich im Geblüt,
bin wieder jung; husch hintern Strauch du Feiste!

Mägde:

Vüßst, alter Geisbock, warst auch niemals jung,
und wie der Teufel alt von Mutterleibe schon,
vergütig allein dich hintern Busch; hi, hi!
(verschwinden mit Andreas im Wald; Henning, Nachbar
Hans; andere Bauern und Bäuerinnen)

Henning:

Ich such nach meinem Kind, ihr Wälder gebt mir's,
bald eine Stunde renn' ich hier herauf,
und immer noch verbirgt ihr sie, als ob
kein Recht ich mehr auf ihre Liebe hätte.
Ich will mir's holen, wenn mir's jemand raubt
und müßt ich wie ein junger Bursch den Tag
mit ihr vertanzen, ihre Gunst erbetteln,
Was meint ihr, Nachbar, 's gäb ein Paar wir beiden,
ein Spaß für hundert Jahr!

Nachb. Hans:

Marie liebt euch,
nur brecht ihr nicht das Herz mit eurem Troß;
seid sonst euer eigener Dieb.

Henning:

Knechtwaver hört,
wo seht ihr dieser Jugend ihre Grenzen?
hier wär der letzte Platz, daß noch die Kirche
mit erstem Glanz zu ihrer Lust heraufgrüßt,
und sie zur Tugend mahnt. Laßt tiefer nicht
ins weite Dunkel dieses Wald's sie ein;
denn wehe, wenn ihr Sinn die Klarheit einbüßt,
die jungen Stirnen sonnengleich umgibt,
und bald, von finstern Trieben übermannt,
sich in der Sünde wälzt, die Jugend hinwirft,
die froh und aufrecht noch das Leben trug;
denn so beginnt das fürchterliche Kriechen,
wie Würmer, sorgbelastet übern Weg,
Knechtwaver, ich befehl euch, ruft sie her,
ihr Tanz braucht Licht, nicht blätterdüstre Dämmerung,
und Elternaugen woll'n begeistert sehn
wie sich ihr Kind im Licht schwingt und im Glück.
Ruft sie uns gleich!

(Tanzmusik aus der Ferne)

Nachb. Peter:

Die spielen auch für uns,
hi, hi, komm' Alte, dreh dich mal im Kreis,
zeig' doch der Welt auch deine andre Seite,
bist sanfter dort und lieblicher als hierwärts:
schwung hopp, schwung hopp!

Die Bäuerin:

3', hast noch Feuer im Leib,
und muß mir gar die Röcke an mich halten;
ich fühl mich wie 'ne Braut.

Nachb. Peter:

Laß flattern, Schatz;
es lüfte sich, hi, hi, was modrig wird!
(Kurzer Tanz einiger Paare)

Der Knechtwaver:

Seht Henning, selbst die Alten schäumen über,
kein Wunder, daß die Jugend heute tollt;
sie brechen, wie die Meute hintern Eber
ins wilde Dickicht ihrer Freude nach,
Da mag der Jäger sich die Brust ausblasen,
bis sie sein Horn erreicht.

Henning:

Stellt ein den Tanz,
wir müssen weiter unsre Kinder suchen,
sonst reizt mit nimmersattem giergen Arm
der dunkle Wald sie jäh von unsern Herzen.
Dann irren wir umsonst auf ihrer Spur;
und wer nach Macht und Gold ins Leere geht,
die Schritte oft zu glühnder Eile treibend,
mit allen Sinnen nach dem Ziele tauchend,
verwindet's eher, wenn das Glück ihn täuscht —
Brecht ab, brecht ab die Zelte eurer Lust,
der Hang ist schüssig hier, sie wurzeln nicht;
sonst segt ein Sturm sie euch ins Tal hinab,
und weinend löst ihr ihre Träume auf:
folgt mir, ihr Leut, folgt!

Nachb. Peter:

Hi, hi, ich sag's,
daß bald ein zweiter Brautkranz noch aus Stein
vor unserm Altar liegt.

Nachb. Hans:

Liebt ihr euer Leben,
so schürt nicht noch den Aufruhr seiner Seele!

(Der Schwarm verzieht sich)

(Marie und Georg aus dem Wald)

Marie:

Du holst mich ein, mir geht der Atem aus,
wie berg ich mich vor dir?

Georg:

Bin ich zu wild?
Ich tret' zur Strafe hinter diesen Eichstamm,
schau volle zehn Sekunden nicht nach dir;
das ist wie bittre Kerkerhaft für mich,
wo Sonne nicht und Sterne freundlich schimmern,
nur Nacht und Qual der Reue.

Marie:

's war schrecklich doch,
allein mit dir im Wald, vom Vater fern,
als läg er mit der Mutter unter Erde
und Staub und Blumen längst erstickt im Grab,
und ich wär nicht mehr sein.

Georg:

So flieh' ich wieder,
stürz wie der Hirsch mich in die dicksten Sträucher,
zertret' die Blumen gleich in blinder Flucht;
und immer tiefer in die dunkle Fremde
nicht Schlucht noch Wasser hemmt den irren Lauf,
bis sich die schweißge Stirne irgendwo
am Fels zerschellt.

Marie:

Nein, nein nicht fliehn, Georg!
Fühlst du denn nicht, wie sich die schwache Flamme,
mit der mein Leben jetzt noch ängstlich brennt,
in Asche gleich zerschlug, wenn du nicht nah bist.

Georg:

Nicht ängstlich, Liebchen! Stark will ich dich haben,
wie heut im Wald, als du mich niederzogst,
dein Jubel mir durch alle Sinne klang;
so braust der Frühlingsbach wohl über Tal und Wiese,
und rüttelt an verschloßnen Lebensporten,
daß jeder Schläfer froh erwacht und meint,
es ging die ganzen Jahre fort im Rausch.
Auch ich will ohne dich gar nicht mehr sein,
Marie, mich lieber in die Erde steissen,
mit eignen Zähnen mir die Gruft aufbeißen,
und Staub mir in die Augenhöhlen füllen,
als daß ich dich noch ließ'.

Marie:

Du schöner Bursch,
an dir ist jedes Hürchen gut und lieb;
gib mir die Hand, daß ich sie immer halte,
begreif nicht, sollte Gold statt ihrer nehmen.
Bin deine Braut, und Gattin wie du's willst,
hab keinen Wunsch als dich.

Georg:

Ich hör dein Herz,
und jedem andern Liede ist mein Ohr
so taub wie Stein.

Marie:

Nur enger her zu mir,
die Arme reichen kaum dich zu umfassen,
bist breit und stark mein Georg.

Georg:

Und such doch Schutz,
bei dir, wie's Vöglein an der Mutterbrust,
und grab mich ein in deinen warmen Busen
daß ihn mein Angestüm fast sprengt,
mich klammernd an dein silberreines Wesen,
wie sich der fehlgegangne Wanderer hängt
mit bangen Blicken an den Glanz der Nacht.
Marie, wer dich mir von der Seele reißt
der bricht mir roh das Steuer aus meinem Kurs;
dann treib ich abgrundwärts.

Marie:

Wir müssen siegen;
wenn Gott hier unsre große Liebe sieht,
wie sich's für immer ineinander schmiegt,
mein Glück in deins und bei dir innig wohnt,
so segnet er mit allen seinen Himmeln.

Georg:

Du heiliges Kind mit deinem Engelsglauben.
trägst ihn in deiner Brust kristallinen Schrein,
wo ich ihn in der Wiege schon verlor;
die stand nicht sicher in der Eltern Stube,
man stieß sie vaterlos von Haus zu Haus
und auf die Straße, wenn's zu lästig wurde;
daß mir das Beten, wie mich's Mutter lehrte,
zu bald verging weil Gott nicht segnen wollte
Marie, auch diesmal will er dich mir nehmen,
wie er mir Jugend, Hof und Heimat raubte,
jetzt auch die Braut, doch trotz ich ihm und allen
dem Tod selbst, bin in meiner vollsten Kraft
und jag sie vor mir her.

Marie:

Ich lieb dich Georg,
nur dich allein, nicht jenen andern Freier,
der sich herandrängt und mich furchtbar lockt.
Den Atem mir erstickt in seinen Armen —
o schrecklich, rette mich!

Georg:

Den wirst du los;
ich schwör's, den Martin schlag' ich bald zu Boden,
daß er die Glieder schwer nach Haus sich schleppt
und nicht bald wieder tanzt.

Marie:

Der Martin, wie?
Ist Martin auch der Tod? der wirbt um mich:
siehst du ihn nicht, den grau'gen Freier, Georg!
Als Vater mich mit ihm zu tanzen drängte —
noch jetzt liegt mir's wie Blei in Herz und Gliedern:
er zieht mich mit sich, Georg, du hältst mich nicht,
und dann ist unsre Lieb aus.

Georg:

Marie,

du darfst nicht sterben, nie, ich heb dich hoch,
und trag dich immer durch die Sonne, Kind;
solang dein Gott die Arme mir nicht bricht
zieht niemand dich herab in Staub und Moder
und schwebst gleich einer Taube durch die Welt,
so himmlisch leicht und über Maßen gut,
Das Beten, sagt ich hätt' ich längst verlernt;
du lehrst mich's wieder, zwingst mich auf die Erde,
die Stirne tief in deinen Schoß gekehrt,
stamm' ich, als ob mich's Mutter wieder hieße,
zu dir wie Wiegenlaute mein Gebet;
und weil dich Gott schuf, jubl' ich auch zu ihm,
daß nie ein Mensch ihn glühender gepriesen,
er sei gelobt!

Marie:

Mich drängt's zu dir, du Lieber,
mein Blut in allen Adern treibt zu dir
und Lust und Grauen jagt mich dir an die Brust,
schon mich, Gewaltiger du.

(Musik. Burschen und Mädchen, voran Martin)

Martin:

Gib mir die Braut,
du Mädchenräuber, feiger Chreschänder!

Michael:

Die hast du längst verscherzt, bist sie nicht wert;
und wär dein Gold wie dieser Berg gehäuft,
ich stieß mit beiden Füßen so dawider,
daß bald dein Glanz in alle Winde rollte,
und du ihm nach, vertrunkner, wüster Freier.

Martin:

Ich will mein Recht, und was ich trinke, schert
auf dieser Welt nur mich. Die Braut ist mein,
und doppelt mein, wo bald die Nacht herauszieht,
die Gott für uns schuf. Niemand wehrt sie mir,
brauch' sie zu meiner Lust.

Michael:

Wir wehren's dir,
wir hundert junge Arme wider dich
und Herzen, die mit ihrer reinen Glut
um sie von heißen Flammen einen Kreis ziehn,
willst du hier durch, so wirf erst allen Unrat,
den du auf Haut und Seele dir gehäuft
weit weg, sonst brennst du loh beim ersten Schritt
nach ihr der Heil'gen. Tor verblendeter,
was mengst du dich mit deinem gierigen Wesen,
in ihre deinen Lüsten fremde Nähe;
siehst du den Wächter nicht der hütet sie,
und schmettert dich mit ehernem Schlag zu Boden,
eh' noch dein trunkner Blick ihr Bild entwehrt.

Burschen:

Wir tun ihm Schmach,
joh'n, hinterdrein und sticheln ihm den Buckel,
daß alle Welt ihn höhnt.

Andreas:

Ich rat euch's nicht,
der Spott kehrt bald die Spitze gegen euch,
wo ihr euch nur an fremdem Orte zeigt,
jagt wie mit Spießern hinter eurer Spur,
weil ihr das Gastrecht schändet, sollt ihr niemals
bei jemand sonst zu Gast sein, als bei euch
und stets im eignen sauern Kreis euch drehn,
so Martin, wehr dich doch!

Martin:

Mich wollt ihr schmähn,
als hätt' ich Mehl statt Mark in meinen Gliedern!
Daheim treib ich zu Paaren was mich reizt,
auch euch will ich an richt'ger Stelle packen,

zertreten, was den Weg zur Braut mir hemmt;
und hol' mein sprödes Täubchen, daß sich's bald
an meine Art gewöhnt.

Marie:

Georg, Georg,
es greift mir wieder seine kalte Hand
wie Eis ans Herz.

Georg:

Sein Hauch berührt dich nicht,
ich schwör's, Marie, solange ich atme, kämpfe,
bleibst heilig du.

Martin: (drängt sich an Georg)

Hund, marsch aus meinem Hof!

Georg: (schlägt ihn mit der Faust nieder)

Die Mägde:

Er tötet ihn, o Gnad ihm Gott!

Burschen:

Heil Georg!

Befreist uns von dem Schrecken unsers Fest's:
's ist noch Johannistag, die Lust nicht aus,
juh hui! Die Lust nicht aus!

(Musik und kurzer Tanz von der Bühne weg)

(Vorhang fällt.)

Fortsetzung folgt.



Das Geheimnis des Barons

Eine Szene aus den Schattenbereichen des Lebens. Für Werner
F. F., von Ernest de Tourbier (Hermannstadt)

Es war an einem jener lauen Herbstabende, die einen
so unendlich melancholisch stimmen. Das vornehme Willen-
viertel der kleinen Residenzstadt lag stille und vereinsamt
da. Die schnurgrade Kastanienallee, die mit ihren mäch-
tigen Baumkronen die weißen Landhäuser verbarg, stand
in sattem Grün. Es duftete einschläfernd nach müder
Sehnsucht, und beunruhigend nach verborgener Tollheit.
Die versteckten Häuser entströmten eine eigentümlich er-
mattende Schwüle und befreiten sich so von der drückenden
Sonnenhize, die tagsüber brütend auf ihnen gelegen war.
Nur hier und da ließ ein leichter, schmeichelnder Wind-
hauch die müden, gelben Blätter noch einmal aufflattern,
die er sich zum Straßenspiele aus den herbstlichttoten
Gärten geholt hatte. Es dämmerte bereits und die
grünleuchtenden Gaslaternen zeichneten sonderbar-befangene
Kreise. Tiefe Stille, nur manchmal brachte der Wind die
abgerissenen Töne einer fern juchzenden Kirkesmusik
mit sich.

Vor der stilvollvornehmen Villa des Baron Henri
de Aubray — des französischen Emissärs — stand
— an den weißlackierten Staketenzaun gelehnt — ein
Lakéi und sah die sonntäglich-leere Straße hinab. In
seinem enganliegenden, lachsroten Seidendreß, der durch
dünne, weiße Strümpfe und Spangenhalschuhe aus Lack
vervollständigt wurde, war er eine unerwartet-auffallende
Erscheinung. Es war ein ungefähr siebzehnjähriger Junge
von seltener Schönheit. Schlank und sehnig, besaß er
doch jene Weichheit in der Harmonie der Linien, die wir
bei den Skulpturen der Griechen so sehr bewundern. Sein
feiner, zarter Kopf, von einer Lockenfülle kastanienbrauner
Haare umrahmt, war vor Erregung leicht gerötet und
der vollendet schöne, sinnliche Mund erwartungsvoll vor-
geschoben. Beherrscht wurde aber das Gesicht von den
außerordentlich großen, dunkeln Augen, die so verwundert
staunten, als ob sie eine dunkle, unentwirrbare Frage
lösen wollten, lösen mußten.

William nun — so wurde der schöne Boy von seinem
Herrn gerufen — lehnte sich an den weißlackierten Sta-
kettenzaun und wartete. Zuweilen forschten seine Augen
— etwas geblendet von einer in unmittelbarer Nähe
stehenden Gaslaterne — im schattenhaften Grau des
Abends. Das Grün des Gaslichtes warf eigentümliche
Reflexe auf das Rot seines Anzuges, das in dieser Be-
leuchtung distinguiert und aufreizend zugleich erschien. Er
war müde von dieser Treibhausatmosphäre ringsum,
aber er mühte sich angespannt zu bleiben. Erwartete er
doch einen für seinen angebeteten Herrn höchst wichtigen
Besuch. —

Und da bog auch schon das englückende Coupee
Maud Drisons, der schwerreichen Amerikanerin, die durch
ihre kostbaren Toiletten und ihr freies Wesen Aufsehen
erregte, in die Straße ein. Der elegante Wagen war
grau lackiert, die großen Spiegelscheiben glitzerten und
heller Lichtschein umflatterte ihn. Er fuhr in eleganter
Wendung bei der Villa des Barons vor und hielt mit
einem Ruck. Der Kutscher mußte die sich im grellen
Lichtergewoge der Gaslaterne bäumenden Vollblutpferde
mit aller Gewalt zügeln. Und ehe noch der steife Diener
in pflaumenblauer Livree vom hohen Bock herabspringen
konnte, war der kleine Boy an den Wagen geeilt und
riß die Türe auf. Maud stieg, — seidenrauschend —
aus den hellvioletten Seidenpolstern des Inneren, das
mit Spiegeln geschmückt war. Ein betäubender Violenduft
entstieg mit ihr der Kutsche. Maud Drison stand einen
Moment, wie wartend da: in einer Fülle von Seidenglanz,
Perlengesäulchen und Spizenduft, den feinen schmalen
Kopf mit den markanten edeln Zügen unter einer Fülle
goldroter hochgesteckter Haare, die mit einem hellschimmer-
nden Reiherbüsch geschmückt waren. Um den feinen, matt-
roten Mund lag ein Zug der Spannung und die klugen,
stahlgrauen Augen blickten forschend auf den Knaben.
Hatte sie doch lange schon auf diesen Abend gewartet, der
ihr jenes entsetzliche Geheimnis lösen sollte, das, wie ein
Schreckgespenst zwischen ihr und dem geliebten Baron
stand.

William meldete, daß der Herr Baron bereits warte.
Sie nickte ihm lächelnd zu und folgte ihm dann die
Stufen hinan, die jener voranschritt. Und so ging es
über die breite teppichbelegte Treppe: vor ihr immer der
graziöse Knabe im lachsroten Seidendreß, der mit leichten,
sonderbar demütigen Schritten voraneilte. Dies Demütige
in seinen Schritten hatte etwas Rührendes für Maud.
Und rechts und links, überall riesige, kostbare Vasen mit
wundervollen Treibhausblumen, einer Überfülle von Blu-
men, die durch die sündig-frohen Farben erregten und
durch die schweren Dünste, die ihnen entstiegen, betäubend
wirkten. —

Dann schlug der Groom eine dunkelgrüne Samt-
portierre bei Seite und sie stand in einem hellen Winter-
garten. Hier war es angenehm kühl. An den weißen
Wänden von Marmor standen in Kübeln lange Reihen
von Oleanderbäumen. Palmen und andere exotische
Pflanzen und Ziersträucher füllten den Raum in ver-
wirrender Fülle. Seltsame Blumen waren überall in
formenschönen Behältern, auf dem bunten Mosaikboden,
von der Decke hängend, auf den Tischen. Leise plätscherte
ein verborgener Springbrunnen. Papageien flatterten kreis-
schend umher, Kolibris zwitscherten lustig und eine Nachtigall
ließ ihr schmachtendes Lied hören. Zu alledem aber
blitzte die Sonne durch die großen Glasfenster freundlich
herein: es war ein farbenbuntes und helles Bild fröh-
lichen Lebens.

Der Baron, der von Palmen geborgen, an einem

kleinen Marmortischchen gefessen, warf eine schmale Zigarette in die erzerne Aschenschale und kam seinem Gast entgegen. Er war, wie immer, in vornehmes Schwarz gekleidet. Er würde in seiner fast überzarten Schlankheit, wie ein Knabe aussehen, wenn das feinmodellerte, blasse Gesicht unter dem tadellosen schwarzen Scheitel nicht von so viel Qualen, Kämpfen und Niederlagen erzählen würde, wenn die tiefen, schwarzen Augen nicht so viel trostloses Leid gesehen hätten. Aber jetzt lächelte er mit zarter Freundlichkeit, die ganze Haltung verriet kampffrohe Spannung und in den Augen lag erhebende Hoffnung. Als er Maud herzlich und ritterlich zugleich, aber mit einer etwas seltsam anmutenden Erregung begrüßt hatte, führte er sie mit der Sorgfalt eines liebenden Pflegers durch die Blumenarrangements zu einer weißen Ruhebank.

Raum saßen sie, der Baron mit etwas vorhängenden Schultern — mit leichten, eleganten Bewegungen eine Zigarette rauchend — Maud in stolzer, etwas steifer Haltung, als sie mit eigentümlich vibrierender, erregter Stimme zu sprechen begann. Es entspann sich folgender Dialog:

Maud: Obwohl Sie immer nur spöttisch lächelten, wenn die Leute über meinen amerikanischen Freimut skandalisierten, muß ich Ihnen jetzt Gelegenheit zur Verwunderung geben. Aber ich ertrage diese Situation nicht länger. Henri, ich liebe Sie, wie nur ein Weib einen Mann lieben kann, ich liebe Sie über alle Maßen.

Henri: Ich kann Ihnen nur sagen, wie sehr ich Sie verehere. Sie sind das kostbarste Erlebnis meines Lebens. Wollen Sie immer meine beste Freundin bleiben?

Maud: Sie lieben mich also nicht! Oh, ich Unglückliche. Lieben Sie eine Andere? Lieben Sie Niemanden?

Henri: Ich liebe Sie unendlich. Alles, was schön und gut ist in mir, betet Sie an. Aber vielleicht auf eine andere Art, als sie erwarten. Es gibt Mysterien im Leben, die niemand lösen kann.

Maud: Oh, dies Dunkel, das über ihrem Leben liegt und sich trennend zwischen uns beide legt, wie ich es hasse.

Henri: Ja, über meinem Leben liegt ein dunkles Geheimnis. Ich bin ausgestoßen aus den Reihen der fröhlichen Menschen und zu einem qualvollen Leben verdammt. Die entsetzlichen Nächte, die peinvollen Tage werden wiederkehren, wenn Sie nicht mehr da sind. Sie haben mit dem hellen Sonnenschein, der Sie umgibt das trostlose Dunkel aufleuchten lassen, Sie haben mir Ruhe und kindlich-frohe Tage geschenkt. Aber nun wird es ja vorbei sein.

Maud: All das steht in meiner Macht?

Henri: Es steht in ihrer Macht, mich dem Leben, das ich bereits verlassen wollte, wiederzugeben. Und ich bin kein so wertloser Mensch. Ich will zu ihren Füßen ausbreiten, was ich Ihnen und der Welt Schönes und Gutes bringen könnte, wenn ich ruhige Stunden hätte. Es ist Manches. Und doch kommt es mir jetzt so kümmerlich und gering vor.

Maud: Sie Guter!

Henri: Sie könnten mir den Glauben an die Menschheit zurückgeben. Glauben Sie, ich hätte bis noch einen Menschen gefunden, der mir helfen wollte. Sie stoßen einen zurück, ja höhnen und verabscheuen einen. Sie sprechen einem die Menschenrechte ab.

Maud: So schuldig sind Sie?

Henri: Ich bin ganz schuldlos. Die Liebe zu der Kunst füllt mich so sehr aus, daß selbst meine Feinde mir keine Schuld nachweisen können. Aber das Leben, das manchmal so grausam ist, wie ein boshafter Teufel, hat

mich zu seelischer Einsamkeit, zu entsetzlichen Qualen, zu ewiger Pein verdammt. Oh, Sie haben keine Ahnung, keine Vorstellungsmöglichkeit zu fühlen, wie ich leide, wie schrecklich martervoll die Ode ist, die mich umgibt. Und alldas schuldlos.

(Schluß folgt).



Unsere großen deutschen Tonseher

X.

Richard Wagner.

Von Emil Honigberger

Ganz oben am vierten Rang des Berliner Opernhauses standen wir und drängten uns. Hitze und atembeklemmender Duft von Schweiß und üblem Menschenmassengeruch, körperliche Müdigkeit quälte die sich drängenden lern- und schönheitsbegierigen Musikantenjungen. Man stelle sich vor: von 9 bis 1 Uhr vormittag an der Kassa stehen, sich drängen und stoßen bis man in dem glücklichen Besitz einer Nibelungenring-Eintrittskarte ist. Nachmittag um 5 Uhr steht man wieder an der Rampe, wartet bis die Türen um 1/27 aufgehen und man mit Windhundseile die Stufen zu dem vierten Rang hinaufstiegt, um in der ersten Reihe stehen zu können. Dann das Warten bis der Vorhang fällt, und die unendlichen Aufführungen von 8—12 oder sogar von 6—12 (Götterdämmerung). Wahre körperliche Mühe und reichliche Unannehmlichkeiten brachten wir der Schönheit und der überwältigenden Empfindungswelt des „Nibelungenringes“ zum Opfer.

Der Vorhang ging auf . . . alle Müdigkeit war fort. Tief hinein stürzten wir in den verzehrenden Kunststrudel des großen Zauberers. Das größte deutsche Drama, übergewaltig, seelenstürmischwanger, hinreißend, stürmte in mein an Kunstindrücken noch so provinzielles Innere, Aufgewühlt und aufgerüttelt ging mir damals eine ganz neue Ideenwelt auf. Noch heute stehen jene Bilder und Eindrücke meiner ersten „erlebten“ Nibelungenringaufführung deutlich vor meinem geistigen Auge:

Wie in Rheingold der Rhein zu fluten und zu singen anfängt! Dumpf beginnt das tiefe „Es“ der Wäse; es rauscht, wogt und wallt eine wunderfame Fülle sinnlichen Wohlklanges auf und nieder. Aus dem Grundstein des Esdurdreiklanges erwächst ein kühner Bau, ein wonniger Sang erstrahlt in prächtiger Breite:

„Rheingold, Rheingold
Leuchtende Lust
Lacht du so hell und hehr“

Wer könnte je den grandiosen Eindruck des Gewittersturmes am Schluß des „Rheingoldes“ vergessen:

„Donner“ besteigt einen hohen Felsen und schwingt seinen Sturmhammer. Finstre Gewitterwolken ballen sich zu Hauf! Ein Schlag auf den Fels, ein heftiger Blitz und langnachhallender Donnerschlag. Wie der Gewittersturm im Orchester aufbraust und dann plötzlich die Wolken sich verziehen und zu den Füßen der staunenden Götter mit blendendem Leuchten eine Regenbogenbrücke zu der im Abendsonnenglanze glühenden Götterburg hinüberstrahlt! Wallhall auf Bergesgipfel getürmt, prangt prächtig im Abendglanz:

„Abendlicht strahlt
Der Sonne Auge,
In prächtiger Glut
Prangt glänzend die Burg.“

Ein anderes Bild: Der sturmumbrauste Walkürenfelsen. Einzelne Wolkenzüge jagen am Felsenfaume vorbei. Die goldbebrühten Walküren, von leuchtenden Blitzen umspielt, reiten in gewölkiger Gipfelgegend, funkenprühende Speere wild und jauchzend schwingend. Hojotoho! Und schon rauscht der Ritt des mächtigen in seinem Zorne furchtbarprächtigen Sturmgottes und Allvaters Wotan herbei. Ein brausender Sturm der Elemente, der Zorn Wotans, der sich allmählich bis zu dem in Wohlklang und überirdische Harmonien getauchten blendenden Feuerzauber, dem Wunderschlaf Brünnhildens, besänftigt.

In „Siegfried“ und in der „Götterdämmerung“ reißt sich Bild an Bild, Eindruck auf Eindruck. Hier das bezaubernde, quellenumrieselte, lichtumflossene Waldweben, die poetische, in reichsten Farben geschilderte Rheinfahrt Siegfrieds, dort die wilde, unheimliche Hagenszene, der erschütternde Tod Siegfrieds mit der aufwühlenden Klage-musik des grandiosen Trauermarsches.

Wotans großer, stolzer Heldentraum wird zum Holzstoß getragen, um in Leichenbrand zu vergehen. Siegfried tot, der Götter Geschlecht verdämmert und vergangen, Macht und Ruhm, Wallhall und Wälsungen dahin, endet dieses mächtig ergreifende Lebenswerk Wagners. Ein Drama, dem man wohl kein zweites an die Seite stellen kann.

Nur einige Bilder sind da herausgegriffen, schal und matt klingen alle Worte. Der unendliche Eindruck des Dramas, in dem Wagner das Ideal der alten Griechen, Glücks und Herders verwirklichte, muß erlebt werden. Ich kann mir kein Werk Shakespeares, Goethes, Michelangelos, Beethovens oder Sophokles' vorstellen, welches, was den unmittelbaren gewaltigen Eindruck betrifft, diesem Riesenwerk an die Seite gestellt werden kann.

Aber nicht nur weil es das Hauptwerk des Meisters ist und in den Dimensionen das gewaltigste ist, habe ich den Ring zuerst in den Rahmen meiner Besprechung gezogen, sondern insbesondere deshalb, weil der Ringzyklus die eigentliche Wiedergeburt des zur Schabtone gewordenen Operngenres bedeutet, weil mit dem Ring das „Musik-drama“ der neuen Zeit, „Ton-Wort-Bild-drama“ fertig vor uns steht.

Die ersten Werke Wagners: „Die Feen“, „Das Liebesverbot“, ja „Rienzi“ sind noch größtenteils befangen im alten Opernstil. „Der fliegende Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ lassen in unvergänglichen Schönheiten den Ringkomponisten ahnen. Und wenn seine letzten Werke: „Die Meistersinger von Nürnberg“, „Tristan und Isolde“ und „Parsifal“ in vieler Beziehung über den „Ring“ hinausragen, so bleibt er ähnlich wie Goethes Faust das Werk, das sich zum Lebenswerk seines Schöpfers ausgewachsen, das teilnahm an seiner Entwicklung und den Niederschlag seiner ausgereiften Lebens- und Weltanschauung gibt. Die höhere Reife, der abgeklärte, weihvolle Glanz des Parsifal, der melodische und poliphone Reichtum und die vollendete Instrumentalkunst der „Meistersinger“, die Gemütsiefe des Hoheliedes der Liebe, des „Tristan“, werden von dem Reichtum der Ideen, der vertieften Fülle von Problemen, der sprudelnden Phantasie und dem farbenfreudigen Bilderreichtum des „Ringes“ in Wage gehalten.

Nietzsche heißt den Nibelungenring „die erste Weltumsegelung im Reiche der Kunst“. Und wenn wir zurückblicken zu den Opernwerken der Vor-Wagnerzeit (die wenigen Opernperlen unserer großen Klassiker Gluck, Mozart, Beethoven sind Ausnahmen), so müssen wir mit Nietzsche sagen: „Es war vieles an der Zeit abzusterben“.

Die neue Kunst Wagners war eine Seherin, welche nicht nur der Schablonenoper den Untergang brachte,

sondern der gesamten Bildung und europäischen Kultur ein neues Gesicht gab, Wagner brachte an Stelle des Lärmes und bombastischen Prunkes der bisherigen sogenannten „großen Pariser Ballettopter“, den tiefen, heiligen, deutschen Ernst ins Musikdrama.

Wieder zitiere ich Nietzsches Worte als das schönste, was über Wagner geschrieben wurde: „Als an jenem Maitage des Jahres 1872 der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit einigen von uns zur Stadt zurück; er schwieg und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Wort nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiß, daß Menschen im Augenblicke einer außerordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammendrängen und mit seltenster Schärfe das Nächste wie das Fernste wieder erkennen. Was mag Alexander der Große in jenem Augenblicke gesehen haben, als er Asien und Europa aus einem Milchkrug trinken ließ? Was aber Wagner an jenem Tage innerlich schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird — das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grade nachschauen: und erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine große Tat selber verstehen können.“

Bayreuth war eine Tat, wie sie in der Menschheitsgeschichte nur vereinzelt vorkommt.

* * *

Wenn wir uns aber ein Bild von dem Charakter und dem Leben dieses einzigartigen Arbeitsgenies machen, erkennen wir eine merkwürdige, gewaltige, durchaus revolutionäre, außergewöhnliche Natur. Beispiellose Energie, enorme Fähigkeit und was seine Arbeit anbelangte, skrupellose Rücksichtslosigkeit sind die am schärfsten ins Auge fallenden Charaktereigenschaften. Ein Kämpfer, ein „krasser Egoist“, wie ihn seine verkennenden Zeitgenossen gerne nannten. Für ihn, den „ewig befehdeten“ gab es nur Gegner und Mitstreiter. „Wer mit mir zu tun haben will, muß „va banque“ spielen können“. Außerlich klein, schwächlich, gelenkig, faszinierend im Improvisatorischen, überraschend mit seinen Jongleurkünsten, seinen elementaren Freudeausbrüchen; daneben launisch, düster, grausam abweisend, beleidigend grob. Niemals hat ein so viel- und so wütendgehaßter, arg verleumdeter Mensch gelebt, wie er. Und neben der äußern Härte, im Grunde eine weiche, treuester Freundesliebe und des Mitleids fähige Natur. Rührendste Natur- und Tierliebe zeugen von seiner Güte. Wie viel wurde Wagner als Mensch angegriffen und wie viel noch heute mißverstanden!

Wagner mußte so sein wie er war, er wurde gezwungen, den „krassen Egoisten“ herauszukehren. Ein Mensch, der aus Leiden und Kämpfen ein Kunstwerk gebiert, kämpft nicht für seine Person, sondern für sein Werk. Die heilige Flamme des Fanatismus zehrt an seinem Leben und formt seinen Charakter.

Leidenschaft und Kampf führten auch seine Feder. Wenn auch sein Profastil viel Anlaß zum „Kritteln“ gibt, wenn er von den „Literaten“ und „Kritikastern“ auch heute als unmöglich hingestellt wird und wenn auch tatsächlich Überladenheit und manchmal wahre Sakungeheuer die Lektüre Wagnerischer Profa erschweren, finden wir doch Sätze und Seiten, die zu den schönsten gehören, die die deutsche Profa aufzuweisen hat. Nietzsche sagt: „Ich kenne keine ästhetischen Schriften, die soviel Licht brächten, wie die Wagnerischen“.

Auch wenn er als Erkennender stolpert, schlägt er Feuer aus den besprochenen Dingen. Vor allem sind fast alle seine Schriften Streitschriften und als solche zu verstehen. Sie sind im Sprechstil und nicht im Schreibstil geschrieben. Er schrieb, wie er mit seinen Gegnern sprach: kategorisch, mißtrauisch, unduldsam und immer temperamentsprühend.

Alles ist an diesem Feuergeist harmonisch: Sein Charakter, sein Lebenskampf, seine Musik, seine Dichtung und Prosa, alles voll zuckender Unruhe und dämonischer Lust an „Abgrund und Brandung“ — aber alles gebändig von einem herrischen, großzügigen Willen.

In Paris als Jüngling mit der höchsten Not kämpfend, verbittert, unverstanden, mit dem Schicksal hadernd und doch voller himmelstürmender Pläne, in Dresden als Revolutionär und Volksredner, in Zürich als politischer Verbannter sich nach der Heimat verzehrend, in München als verleumdeter Freund des edlen, kranken königlichen Schwärmers und Poeten Ludwigs II. war er immer voll Unruhe, von fanatischem Arbeitsdrang erfüllt. Sein ganzes Leben war ein gequältes Sichlosringen von einem drückenden Alp, seinen auf ihn einstürmenden Riesenplänen. „Mir hilft es nicht mehr. S'ist alles aus. Krepieren oder komponieren — das ist alles. Wenn ihr wüßtet, in welchem Pfuhl von Elend und Misere ich hier lebe“, schreibt er aus Zürich. Und wieder später: „Muß ich mich wieder in die Wellen der Phantasie stürzen, um mich in einer eingebildeten Welt zu befriedigen, so muß wenigstens meiner Phantasie auch geholfen, meine Einbildungskraft unterstützt werden. Ich kann nicht wie ein Hund leben, ich kann nicht mich auf Stroh betten und mich am Fusel erquicken“.

Ein Bedürfnis nach orientalistisch-wollüstiger Scheinwelt stellt sich später bei Wagner ein. Sein Arbeitsraum ist mit raffinierter Pracht ausgestattet. Er kleidet sich in kostbarste Seidenwäsche und prunkvolle Sammelkleider. Betäubende Wohlgerüche, Licht und Farbeneffekte, der Glanz schwerer Seidenstoffe, weiche Pelze und dicker Atlas dienen seiner gestaltenden Phantasie als berauschesendes Reizmittel. Alles hat er in seinem späteren Leben und ist doch so unruhvoll und zuckenden Dranges wie als bettelarmer Musikant in Paris, wo er oft nicht einmal zu essen hat.

Wie sein Charakter, so sein Leben und so seine Werke. Ein Vulkan von Empfindungen, gebar er Feuer und zuckendes Leben, ein Mensch, der dunkel und unruhig begann, stürmisch Befriedigung suchte, Macht, berauschesenden Genuß erstrebte, der mit dem ganzen Strom seines Willens zu leben sich sehnte und der doch nur arbeiten, immer wieder verzehrend arbeiten mußte. Sein Leben war seine Arbeit und diese Arbeit drückt die Runen seines Feuergeistes auf alle nachkommenden Geschlechter.



Berliner Briefe

Von Otto Folberth.

I.

Vor einigen Wochen hielt in dem größten Hörsaal der Berliner Universität vor überfüllten Bänken General der Inf. von Falkenhayn, der Sieger von Hermannstadt, jetzt im schlichten schwarzen Rock, vier Vorträge über den siebenbürgischen Feldzug im Herbst 1916. An einem der Abende schilderte er in seinen kurzgebundenen, ausdrucksvollen, wie kommandierten Sätzen die persönlichen Eindrücke, die er auf seiner ersten Automobilfahrt Anfang September in das Innere Siebenbürgens von Land und Leuten empfangen hatte. Die herrlichen Farben des

siebenbürgischen Herbstes müssen das Jägerauge, des aus der Kanzleistube des Großen Hauptquartieres hieher entsendeten Generals, tief entzückt haben. Er wurde nicht müde die Reize unserer Landschaft, die farbigen Bilder unseres südlichen Himmelsstriches zu loben. Und wie hatte es sein deutsches Herz erfreut, auf diesem reizenden Stückchen Erde, mit dem er nun zufällig in die engste Beziehung getreten war, deutsche Städte und deutsche Burgen zu finden, denen gerade er in ihrer starken Bedrängnis Hilfe bringen sollte. Er sprach von der Gastfreundschaft, die seine Truppen auf sächsischem Boden erfahren hatten, er sprach von der rührenden Treue der Siebenbürger Sachsen, die seit ihrer Auswanderung aus den moselfränkischen Gauen keineswegs ihr deutsches Wesen abgestreift oder verloren, wohl aber zu dem alten nordischen Ernst im Laufe der Jahrhunderte eine neue südliche Anmut angelegt hätten, die nun wie ein glänzender Schmuck auf ihren Siedlungen und auf ihren Trachten ruhe.

Der preußische General hat Recht. Mit einem Blick hat er auf dieser ersten Fahrt durch unsere südliche Heimat unser Wesen erkannt; uns geht es gewöhnlich umgekehrt. Erst auf einer Fahrt in den Norden Europas, der vielleicht gerade im nördlichen Deutschland liegt, erfahren wir: daß wir Südländer sind. Erfahren wir, was wir alles, während des siebenhundertjährigen Aufenthaltes an der Grenze des Orients, zu dem treubehüteten Erbteil der alten Heimat dazugewonnen haben. Erfahren wir, daß unser vielgeschmähetes dickflüssiges Blut nur im Vergleich zu den leichtlebigen Völkern des Orients schwer und dick und träge erscheint. Aber man stelle einen Siebenbürger Sachsen breitspurigster Art neben einen Mecklenburger, einen Märker oder einen Pommern und man wird über seine Lebendigkeit staunen!

Wie ein Alpdruck lastet der farblose nordische Himmel auf uns Zugvögeln aus bunteren Gefilden. Berlin, und besonders das heutige Berlin, ist natürlich ganz dazu angetan, solche Eindrücke zu verschärfen. Haben doch selbst Dichter der Mark wie Lilienkron und Dehmel diese Riesenstadt als ein fremdes Ungetüm in der Mitte ihrer geliebten, in eigener Art schönen Heimat gehaft. Berlin hat zu wenig Charakter, um zu fesseln, viel zu wenig Schönheiten, um zu fesseln, viel zu wenig Schönheiten, um zu bezaubern. Berlin ist keine Einheit wie z. B. Wien, Prag, München bestimmte architektonische Einheiten bilden. Es ist ein willkürliches Durcheinander, entstanden im riesenhaften technischen Aufschwung der letzten Jahrzehnte. Sein eisernes Gerippe, seine kahlen Knochen sind noch überall sichtbar. Infolgedessen ist es keine Quelle, die Kraft, Licht, Wärme ausstrahlt. Es ist kein Anfang. Aber es ist ein unendliches Ende. Ein ungeheures Sammelbecken. Ein grandioser Mittelpunkt, in den von Außen alles herbeiströmt, was sich durch die magnetische Wirkung einer sogenannten Zentrale betäuben läßt. Man denke nur an die zahllosen Künstlerhaaren aller Art, die jährlich herbeieilen, hier ihre Sonne, ihren Spiegel der Anerkennung zu suchen. Denn Berlin hat den eitlen Ruf, seine Strahlen leuchteten, einmal durch etwas entflammt, mindestens über alle deutschen Lande. Die meisten finden weder Sonne, noch Spiegel, dafür aber einen mächtigen Krater, in dem es unheimlich brodelnd und zischt. Da der Krater aber nun einmal Berlin heißt, springen die Verblendeten Hals über Kopf hinein. Sein Schlund ist unersättlich. Berlin ist das Pflaster der Desillusion.

Wer aus bunteren Gefilden hierher kommt, muß, denke ich, Berlin kalt, grau und nüchtern finden. Uns Südländern gefriert, auch bei günstigerer Kohlenversorgung als in diesem Winter, innerlich etwas ein. Daran erkennen

wir uns. Ja — wir sind Südländer! Wir haben um die ernste deutsche Tracht buntfarbige Bänder geflochten, und daß diese von einem kalten Norddeutschen, einem echten Falkenauge als Schmuck und Vorzug erkannt worden sind, soll uns eine stolze Erinnerung bleiben.



Ich wußt es ja — — —

Von H. B. B. (Hermannstadt).

Es jauchzen Tage
ganz in Gold getaucht,
in selig überschäumend Gold
von deiner Liebe.

Doch treibt ein widerlicher Wind
mit feuchten Fingern dann
der Wolken fezigste Gewande
auf meines reinen Himmels heilige Wende.
Und führen grimme verrenkte Tänze auf
und schneiden gräßliche Grimassen
und alle Nachbarhäuser fangen gellend an
zu lachen,
reißen schreiend, lästernd Tür und Fenster auf;
fluchend kracht der First.

Da fliehet zitternd meine müde Seele,
wie ein verprügelt Tier
wohl unter das verachtet altgewohnte Dach.

Ich wußt es längst:
nicht kann Liebe allein die Brücke sein,
du bleibst mir fremd.
Und muß heißäugige Empörung darum
ruhen lassen.

Ich wußt es ja:
ich stehe doch allein.



Ungarische Volkslieder

übersetzt von Michael Barner (Agnethelm)

Altes Lied, berühmtes Lied
klingt mir in den Ohren, . . .
spielte einst ein alter Geiger
traumverloren. . . .
Jeder Bursche, jedes Mädchel
ach wie schön klang jenes Liedchen,
jenes Liedchen! . . .

Altes Leid und alte Lieder,
alte Gaben . . .
liegt nun auch der alte Geiger
längst begraben. . . .
Andre Geiger, andre Tänzer,
andre Lieder! . . .
doch die schöne alte Zeit
kehrt niemals wieder! . . .

Szomory Dezsó

Tausendmal des Tages denke ich daran
wie ein schönes Mädchel mir entgegen kam,
wurde jedes Lied von mir ein Blumenstrauß;

fiel auf sie ein Blumenregen,
jeden Tag ein Blumenseggen würde draus.

Wilde Rosen sprießen frei und pflanzt man nicht,
doch die Liebe pflanzt ein schönes Angeficht. . .
Braunes Kind, was hast du mir blos angetan,
daß der Liebe zarte Blüten' — — —
laß der Liebe zarte Blut' am Strauche stahn!

Gárdonyi Géza

Verschwunden ist mein schönes Lieb
spurlos wie in Wolken, . . .
ihrer Spur, nun windverweht
kann ich auch nicht folgen. . .
Spiel Zigeuner, . . . möcht von Herzen
blos den Augenblick verschmerzen! . . .
Laß die Geige jauchzend stöhnen,
— wirft mich kaum versöhnen! . . .

So wie dieser volle Becher
jetzt zu Scherben splittert,
segnet, halb vom Tod unwittert
„sie“ ein alter Zecher!
Spiel Zigeuner laß von Herzen
mich den Augenblick verschmerzen! . . .
Laß die Geige stöhnend jammern,
Schwermut mich umklammern.

Farkas Imre



Einiges über Kultur

von Dr. Wilhelm Herfurth (Kronstadt)

Kultur ist die Welt der Empfindung. Der Verstand zivilisiert. Nur die Empfindung kultiviert. Das müssen wir festhalten und klar von einander scheiden. Die meisten haben nur eine vage Vorstellung von dem, was Kultur ist und werfen sie in der Regel mit der Zivilisation, d. i. der äußeren menschlichen Entwicklung in einen Topf. Tatsächlich liegen beide: Kultur und Zivilisation sehr eng beieinander und sind in ihrem Bestand von einander abhängig. Die Zivilisation ist dabei das Grundlegende; erst bei hoher Zivilisation, kann sich die Empfindungswelt richtig entfalten. Das feine Empfinden beeinflusst wiederum den Verstand in der Art und Richtung seiner Tätigkeit. Diese Wechselwirkung können wir in jeder menschlichen Handlung wahrnehmen.

Wie sehr Kultur und Zivilisation von einander abhängig sind, hat uns die nahezu sechsjährige Kriegszeit gezeigt. Der Mangel an äußeren Gebrauchsgütern und Arbeitskräften hat einen riesigen Sturz der Zivilisation zur Folge gehabt. Damit Hand in Hand geht der Niedergang der Kultur. Wir sehen die Urtriebe im Menschen erwachen, die mit gesteigerter Eier auf die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse allererster Ordnung gerichtet sind. In der Zeit der Fülle war der Gedanken- und Zeitaufwand zur Bedürfnisbefriedigung mit den notwendigsten Gütern recht gering. Ein Teil des Tages konnte zur Pflege der eigenen Gedanken- und Empfindungswelt verwendet werden; heute rennen und hasten, stehen und warten wir alle und opfern unglaublich viel Zeit zur Erlangung des Notwendigsten. Diese Zeit wäre oft einer besondern Sache würdig. Dabei handeln zwar viele von Haus aus rücksichtslos, viele aber einem feinem Empfinden entgegen. Das liebe Ich tritt immer mehr in den Vor-

dergrund. Zarte Rücksichtnahme (die rücksichtvolle und sittliche Seite des Empfindungs- oder Kulturlebens) schwindet immer mehr. Die Verwilderung des Empfindens häuft Diebstahl, Raub, Mord usw.

Kultur kann sich nur bei einer gewissen Fülle an äußeren Gütern entfalten. Wieviel ein Mensch an Gütern der Zivilisation braucht, um sich kulturell entfalten zu können, ist jedenfalls verschieden. An einer reich gedeckten Tafel schnappt nicht ein Gast dem andern die Bissen weg. Im Gegenteil — jeder nötigt den anderen mit den Stücken, denn jeder weiß, es reicht auch für ihn. Ein angenehmes Empfinden wird dadurch in jedem Gast hervorgerufen. Ein lebhafterer Gedankenaustausch ist die Folge. So wie hier im Besondern, so ist es im Leben im Allgemeinen. Das Vorhandensein oder mindestens der leichte Erwerb der notwendigsten Unterhaltsmittel schafft eine gewisse Zufriedenheit. Der oft so unnötige Zeitaufwand wird beschränkt. Es bleibt Zeit übrig, die man Muße nennt. Und in dieser Muße erst entwickeln sich Gedanken und Empfindungen. Ein Mensch ohne Muße verkümmert geistig und seelisch. Deshalb sollten die Mußestunden jedem das Köstlichste sein, die er sich von niemandem rauben lassen sollte. Erst in dieser Zeit kann er Gedanken aufnehmen, verarbeiten, hervorbringen und zu einem geschlossenen Ganzen ordnen. Diejenigen, denen geistige Arbeit und die Art und Weise geistig zu arbeiten fremd ist, verachten die Künstler, Dichter, Pfarrer, Professoren, Beamten und andere häufig als Nichtstuer. Aber es ist doch so: ein Maler kann als Künstler nichts besonderes leisten, wenn er sechs Stunden lang Zeichenunterricht erteilt. Die Dichter finden wir auch nicht in der Reihe der Mehlkartenausgeber. Der an sich gut veranlagte Pfarrer wird ein schlechter Prediger, wenn er all zu sehr mit Verwaltungsgeschäften belastet ist. Professoren und Beamte bleiben stehn, wenn sie den größten Teil ihrer freien Zeit auf Nebenerwerb verwenden müssen u. s. w. Kurz die von der Zivilisation geschaffene Muße ist der Boden, auf dem die von tieferem Empfinden getragenen Gedanken entstehen; diese machen den Fortschritt aus.

Eingangs sagte ich: Kultur ist die Welt der Empfindung. Und das ist so. Die menschlichen Handlungen beruhen auf Wahrnehmen, Denken und Wollen. Sie werden aber beeinflusst vom Empfinden des Menschen. Ein Mensch hat eine hohe oder niedere, feine oder rohe, gesunde oder krankhafte Kultur, je nach dem, wie er empfindet. Wir meinen mit seiner Kultur niemals seine geistigen Gaben allein, wenn wir diese auch stets berücksichtigen. Wir prüfen nur, durch welche Empfindungen sein Wahrnehmen, Denken und Wollen beeinflusst wird.

Ein Kulturmensch beobachtet, denkt und will stets anderes wie ein unkultivierter. Ein von einem feinem, bessern, ethischem Empfinden geläutertes Denken und Wollen macht den Kulturmenschen. Häufig stößt uns ein sonst hochbegabter und mit reichem Wissen ausgestatteter Mensch ab, weil trotzdem und alledem sein Wissen und Können nicht von einem feinen Empfinden geleitet wird. Und damit komme ich zum Endziel meiner kleinen Betrachtung. Kultur ist dort vorhanden, wo wir Herz finden. Ich meine damit nicht die landläufige Gutmütigkeit, die oft genug bei jeder Kultur ist, sondern die Gesinnung, die, wenn auch nicht volle Persönlichkeiten, aber doch Persönlichkeitswerte schafft.

In uns und um uns müssen wir Herz finden. Sonst ist das Leben nichts wert. In den Werken der Künstler, in den Handlungen aller Menschen, müssen wir Herz fühlen. Dieses schafft dann erst die warme Atmosphäre,

in der höhere Gedanken, reifere Handlungen und innigere Beziehungen der Menschen untereinander gedeihen können, in der dies zarte Pflänzchen Kultur sich entfalten kann.



Rundschau

„Frühling“ Blätter für Menschlichkeit

Noch eine sächsische Kulturzeitschrift! Innerhalb eines Jahres folgen einander die Zeitschriften beängstigend. Das neue Ziel als erste und älteste dieser Zeitschriften, hat mit ihrem Beispiel den Neugründungseifer erweckt und kann sich eines etwas bedrückenden Verantwortungsgefühles nicht erwehren:

Werden „N. Ziel“, „Ostland“, „Frühling“, „Schule und Leben“ auf die Dauer bestehen können?

Es wäre ein unerwartet erfreulicher Fortschritt, wenn all diese Zeitschriften genügend Abnehmer fänden, wo die „Karpaten“ als einzige Kulturzeitschrift vor dem Kriege ständig mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und schließlich an Interesselosigkeit zu Grunde gehen mußte. Sollte sich unser Lesepublikum so entwickelt haben oder sind diese Neuerscheinungen nur vorübergehende Versuche?

Schon das „neue Ziel“ und „Ostland“ kämpfen mit Schwierigkeiten und müssen Opfer bringen. Wie wird es, wenn nun vier Zeitschriften bestehen? Es ist eine Konkurrenz auf Leben und Tod. Nicht geistig. Die edle Konkurrenz der Geistigkeit ist ja nur zu begrüßen, aber in der Erhaltungskonkurrenz wird nicht der innere Wert ausschlaggebend sein, sondern der längere Atem, das heißt: der Geldsack.

Darum begrüßen wir den Frühling mit gemischten Gefühlen. Wir begrüßen ihn als Leidensgefährten. Auch ihm werden die Enttäuschungen nicht erspart werden. Interesselosigkeit empfindet der doppelt bitter, der mit dem Herzen arbeitet. Wir wünschen den Herausgebern des Frühling, daß sie sich die Freude an ihrer edlen Betätigung nicht zu bald vergällen lassen.

Es verbinden uns mit dem „Frühling“ nicht nur ähnliche Ziele sondern auch viele gemeinsame Mitarbeiter. Das erste Heft weist Namen auf, die zum großen Teil aus unsern Heften schon bestens bekannt sind.

Die Ausstattung der neuen Zeitschrift ist vornehm und geschmackvoll. Aus dem Inhalt weht uns ein gesundes Lüftlein moderner Richtung entgegen.

Als verantwortlicher Leiter zeichnet Norbert v. Hannenheim (Hermannstadt). Ein Heft kostet 20 Kronen.

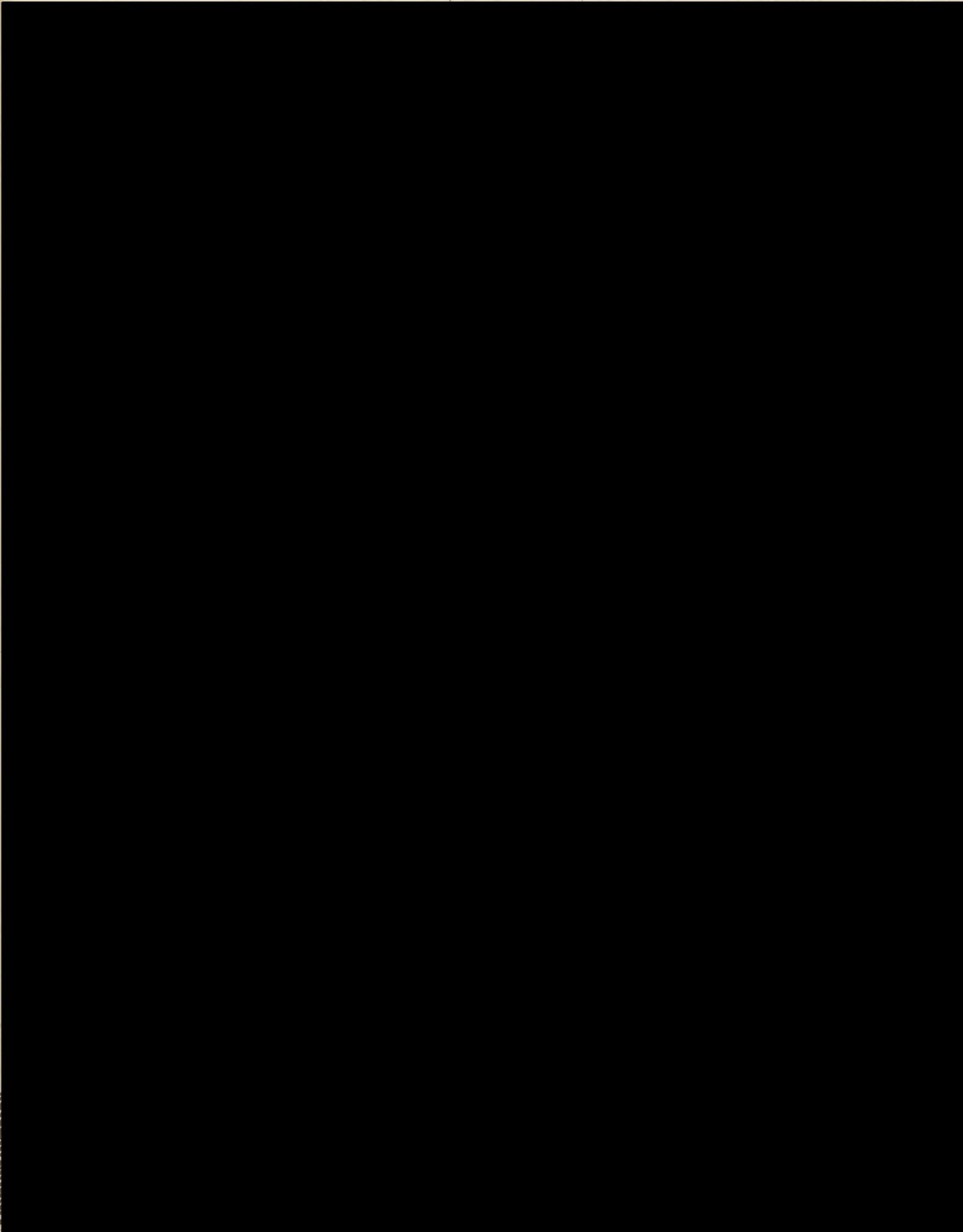
Wir entbieten unserer jüngsten Zeitschrift die herzlichsten Freundschaftsgefühle.

Die Zeitschrift „Schule und Leben“ ist auch erschienen, uns jedoch nicht zugesandt worden.

Zur Theateraison

Herr Weresch hat uns ein langes Schreiben eingeschickt, in dem er gegen die Benennungen „Weresch und Rumpanen“ und „Schmierengesellschaft“ protestiert. Raum mangels wegen können wir die auch sonst uninteressanten und unlogischen Zeilen nicht veröffentlichen. Unser Gewährsmann hat auf diese Zeilen noch schärfer geantwortet, die wir ebenso unveröffentlicht lassen.

Jedenfalls freuen wir uns, daß auch diese Theateraison zu Ende ist und hoffen, daß wir vielleicht im



nächsten Jahre doch endlich einmal Gelegenheit haben werden eine auch anspruchsvolleren Kunstfreunden entsprechende Theatergesellschaft begrüßen zu können.

Das einzig Erfreuliche in dieser Saison waren die offenen Kritiken des ideal gesinnten Kritikers der Kronstädter Zeitung.

Die Hezke gegen Herrn Emil Rücker hat nur bestätigt, das wir in deprimierend kleinlichen Verhältnissen leben und daß unser jetziges Theaterpublikum von Kunst und Kultur soviel Ahnung hat wie ein Botokude von Algebra.
E. S.

Konzert der philharmonischen Gesellschaft

Kapellmeister Paul Richter hatte seinem Orchester eine schwere Aufgabe gestellt: Schumanns Symphonie B-dur Op. 38 und Wagners Faustouvertüre. Man ging mit einem gewissen Mißtrauen ins Konzert, denn man weiß, daß diese Werke nur von einem routinierten Großstadtorchester einwandfrei wiedergegeben werden können. Trotzdem bot der Abend viel Erfreuliches und gab uns die Gewißheit, daß das Philharm. Orchester unter der Leitung Kapellmeister Richters stets im Aufsteigen begriffen ist. Wenn auch im Orchester technisch nicht alles tadellos war, so war die Leistung des Orchesters durchaus anerkanntenswert und gab den Beweis seiner Tüchtigkeit. Kapellmeister Richter leitete mit Umsicht, Prägnanz und Schwung und bekundete — besonders in der herrlichen Schumannsymphonie — tiefes Einfühlen und klare Auffassung.

Solist des Abends war Prof. Aug. Moldrik (Saëns-Saëns-Cellokonzert Op. 33). Wir begrüßten die Gelegenheit, Moldrik nun auch als Solisten kennen zu lernen, mit besonderer Freude. Der warme Beifall der dem

Spieler folgte, bewies, daß man sich in den Erwartungen nicht getäuscht hatte. Von den Kammermusikabenden schon als ausgezeichnete Musiker und Techniker bekannt, zeigte er sich auch als Virtuose auf achtunggebietender Höhe. — Das Orchester begleitete unter Richters Leitung sicher und diskret — beinahe zu diskret, denn eine vollere Begleitung hätte die Gesamtwirkung sicherlich noch gesteigert. Es sei mir hier auch die Frage gestattet, warum die Begleitung der Solisten stets nur von der Stadtkapelle und nicht vom ganzen Orchester besorgt wird? Denn die Begleitung ist ein wesentlicher Bestandteil des Ganzen und ist — besonders bei neueren Meistern — von derselben Wichtigkeit wie das Soloinstrument.

Das Konzert fand diesmal im Omnia-Saal statt. Ist der Saal akkustisch auch nicht gerade ideal zu nennen, ist er doch fürs Orchester wesentlich geeigneter als die Aula des Honterusgymnasiums und wir hoffen daß auch alle weiteren Konzerte des Philh. Orchesters dort stattfinden können.

Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

Viktor Goldschmidt

Kronstadt, Klostergasse 28.

Musikinstrumentenhandlung.
Grosse Auswahl in Saiten,
Reparaturen, Galanterie-
waren, Schirmerzeugung,
Reise- und Spielwaren.

2-6

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger.

Schriftleitungsausschuß: Otto Ott, Albert Schuller, Dr. Hermann Fraetschkes, Ernst Honigberger.

„Das neue Ziel“

Blätter für Kultur, Kunst, Kritik

„Das neue Ziel“ ist ein Sammelpunkt ostdeutscher Kultur und Kunst, Mitarbeiter aus allen Gegenden Grossrumäniens.

„Die neue Zielgesellschaft“ veranstaltet Kunstausstellungen, Musik- und Vortragsabende, darum wende sich jeder Künstler, Maler, Musiker, Vortragskünstler an die Schriftleitung.

Honorare für Beiträge: bis 45 Kr. = 22 L. 50 b. für eine Druckseite, bis 45 Kr. = 22 L. 50 b. für die Künstlerbeilage.

Jeder fortschrittliche Deutsche Grossrumäniens lese diese Blätter!

Jahresvormerkung K 96.— = 48 L. Einzelnummer K 5.— = 2 L. 50 b.

Anzeigen: $\frac{1}{12}$ Seite für $\frac{1}{4}$ Jahr K 200 = 100 Lei.

Die neue Zielgesellschaft.

Verlag und Schriftleitung: Burggasse 7.

Kronstadt
Ecke Purzen- und Zwirngasse

Little-Bar

Kaltes Büffet
Vorzügliche Getränke
Täglich Künstlerkonzert

1-6

Sanatorium
Dr. Flechtenmacher j.
(vorm. Dr. Jekelius)

Kronstadt
Ecke Rahmengasse-Rochusgasse

Hauptsächl. für operative Fälle
aller Art (Chirurgie, Gynekologie,
Geburtshilfe, Hals-Nasen-Ohren-
leiden). Ideale, ruhige Lage,
grosser Garten.

3-6

Konditorei
Friedrich Flagners Nach-
folg.

HEINRICH HERMANN
Kronstadt, Klostersg. 12.

Erstklassiges Gebäck,
Chokolade, Kakao.
Täglich frisches
Teegebäck.

11-12

Josef Grimm

Fabrik für Bautischler-
arbeiten und Möbel

Kronstadt
Rumänische Kirchengasse 101.

11-24

Julius Nedoma

Modewarenhandlung

Kronstadt

8-24

Hotel
Aktiengesellschaft
Hotel „Krone“
Kronstadt
Haus ersten Ranges
Caffee-Restaurant

12-24

Knauers Nachfolger
Keresztes

Kronstadt, Purzengasse 2.
Atelier- Heim- Blitzlicht-
Hochzeits- und Legitima-
tionsaufnahmen
empfiehlt seine preiswerte und
pünktliche Arbeit.

2-6

Kronstädter Werkstätte
Michael-Weißgasse 28.

Abendkleider
Straßenkleider
Kostüme
Mäntel
Sportkleider
Hauskleider
Umarbeitungen

Kunstgewerbliche Arbeiten.

Johann Hubbes

Werkstätte für moderne Möbel,
Bau, Portale u. Innendekoration

Kronstadt
Langgasse 149-151

11-12

LANG, ROSENTHAL & PALMHERT



Steingut,
Glas, Porzellan,
Tafelglas, Spiegel, Lampen,
Bilderrahmen, China-
silberwaren usw.
Import-Export.



Brasov — Kronstadt — Brassó

9 Telegramme: Laropa, Brasov • Filiale: Nagyenyed • Telephon Nr. 159

Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau
u. Bauunternehmung
Cementwaren und
Kunststeinfabrik

= KRONSTADT. =

13

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66-68.

15



BITTE
SCHUTZMARKE
UND
ORIGINALPACKUNG
GENAU ZU

BEACHTEN
U. NACHAHMUN-
GEN
ZURÜCKZU
WEISEN

ERSTE SIEBENBÜRGER

DELIKATESS-HONIGKUCHEN,
BISQUITS U. KAKES-FABRIK

RUDOLF ELGES SÖHNE

KRONSTADT
LANGGASSE 40

NIEDERLAGEN: BUCAREST, STR.ACADEMIEI 47
HERMANNSTADT, ELISABETHG. 64

10

Graphische Kunstanstalt G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt

Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

14

Buchhandlung Eduard Kerschner Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

14